

Hohenstein-Ernstthalener Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 277.

Sonntag, den 28. November 1915.

Drittes Blatt.

Advent im Kriegsjahre 1915.

Das flüstert und raunt im Tannenrag,
Es rauschen die Wässer, es murmelt der Bach:
Heute ist Advents Sonntag!

Adventsstimmung schlägt unsre Herzen in den Bann,
Ein Mahnen ist in unsrer Brust,
Hier laut, dort schen und unbewußt:
Das alte und doch ewig neue Wunder kommt heran!

Und doch, was gar so manchesmal zur selben Zeit
Das Herz mit Wonne uns erfüllt —
Ein dumpfer Schmerz es jetzt durchwühlt —
Wo immer auch die Freude groß, noch größer ist das Leid!

Wohl keiner fragt, weshalb, woher die Traurigkeit,
Denn jeden beugt das selbe Joch,
Ganz gleich, ob niedrig oder hoch,
Wir alle sind ja Kinder dieser großen, schweren Zeit!

Wie viele gaben hin ihr Leben, Gott, wieviel?
Nun ruhen sie in Feindesland
Und bleichen auf dem Meeresstrand —
Wer sagt voraus das Ende, Zukunft, sprich: Wer steckt das Ziel?

Und immer größer, unaufhaltsam wächst die Schar...
Der Tod! — Der hält sie nimmer auf —
Sie dringen vorwärts, gehen drauf;
So war es einst, so ist es jetzt und bleibt es immerdar!

Wir aber bitten Gott: Mach wahr der Engel Sang,
Mach wahr den Traum vom Frieden, bald,
Gebiete du dem Krieg ein Halt!
Ja, gib ihn uns, den Sieg und einen Frieden, ewiglang!

Das flüstert und raunt im deutschen Wald,
Bald schen und verzagt, doch bald laut, daß es schallt:
Süßer Friede kommt nun bald! —

Fritz Lange.

Adventszeit.

Die stimmungsvolle Weihnachtszeit leitet der erste Advent ein; in schlichtem Gewande wird das neue Kirchenjahr begonnen. Die Tage der großen Erlöserliebe bereiten sich vor: sie durchklingen und durchschwingen unser Sein und heiligen und weihen unsere Seelen. Trotz winterlicher Griesgrämigkeit rinnt die Zeit leuchtend und lodend dahin und die Tage sind reich an einem stillen, vornehmeren Glanze. Die Adventszeit ist die Zeit der Erwartung. Eine frohe Feststimmung durchströmt Zeit und Menschheit. Klingen die so traulich anmutenden, herrlichen, deutschen Weihnachtslieder durchs Haus, dann ist eine Stimmung geschaffen, die noch haftet, wenn aus den Kindern einst große Leute geworden sind! Mancher alte Mann, der sich im Leben hart, aber wader herum schlägt, labt sich heimlich an dem Stücken Paradies, das ihm die Erinnerung aus ferner Vergangenheit in die Gegenwart hinüberrettete. An den Liebden, Morgen, Kinder, wird's was geben, "Stille Nacht", "O du fröhliche" und "Vom Himmel hoch" haftet manches zarte Glückgefühl eines Menschen, dem die Gloden der Kindheit längst verklungen sind.

Freilich, einen bösen Schatten wirft die Zeit auch auf dieses Fest der Kirche. Bei uns werden Vorbereitungen getroffen für das Fest des Friedens, der Liebe — dort draußen auf den Schneefeldern Rußlands, in Serbiens unwirtlichen Gebirgen, auf Belgiens und Frankreichs Fluren ringen unsre Westen mit den Feinden unsers Reiches, unsere Väter, Söhne, Brüder, und dieser drückende Gedanke geleitet uns hinüber in die Weihnachtszeit, die uns auch weiterhin den Glauben an einen baldigen ehrenvollen Frieden stärken soll.

So hoffen wir! So feiern wir diese Sonntage der Adventszeit! Die Hoffnung macht uns stark, zu tragen, was wir tragen müssen. Sie hilft uns zur nötigen Geduld in dunkler Zeit. Und darüber hinaus öffnet sie uns die Augen für ein Schönes, Wunderbares, für eine Erlösung, die irgendwo, irgendwie einmal kommen muß. Für eine Vergöttlichung des Irdischen. Für eine Weihnachtszeit. Von der Kinderfreude auf dieses Fest müssen wir alle etwas in uns tragen, wenn wir mit dem Leben fertig werden wollen. Und sehen wir auch nur wie in einem dunklen Spiegel: Laßt uns hoffen!

Die sächsischen Truppen im Felde.*

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

An einem ganz winzigen Knotenpunkte vor Leipzig soll das Mittagsmahl eingenommen werden. Paraden, wo vor dem Kriege Arbeiter wohnten, sind Speisefäle geworden. Von uns 107er Einjährigen hätte vor 20 Jahren gedacht, als er seine erste Feldwache hier aufbaute, daß er noch einmal an derselben Stelle als Offizier ein geradezu ver-schwenderisches Kasinoessen kriegen würde! 5 Viertelstunden sind für die Verköstigung vorgesehen, in einer einzigen ist schon alles gesättigt. Wie auf den Rekruten bei der Ein-kleidung der Kammerunteroffizier mit Kleibern und Lederzeug wartet, der Wirtschaftsunter-offizier mit Brot und Fett, so stehen hier mehr als tausend Schüsseln neben dampfenden Eimern schon auf den Tischen, wenn der Zug einfährt. Wer sein Sachsentum auch zu Mit-tag noch im Kaffeegenusse ausdrücken will, muß jetzt freilich in die Tische greifen, denn unter zehn Pfennigen gibt man ihm keinen halben Liter; und der reicht nicht weit. Ganz um-fangreich sind französische Sprachführer, ärzt-liche Ratgeber und blaurotschwarze Anstands-karte zu haben, von denen eine umfangreiche Kiste voll herangeschleppt wird. In wenigen Minuten ist sie leer. Denn — wie sagt unser Bataillonskommandeur? —

"Jeder unsrer Soldaten ist ein hochgebildeter ritterlicher Mann, dem ich am liebsten bei der Begrüßung ein Büßchen gäbe."

Nun, küßenswert waren auch schon Bismarck diese Prachtmenschen erschienen. Also, die "Hochgebildeten" schreiben, sie schreiben alle! Sie haben's ja gelernt. Im Stehen schreiben sie, an die Paradevorne gelehrt; hundert Meter Wand sind bedeckt. Zunächst die Adresse! Dann lutschen sie eine Weile sinnend an den Bleistiftspitzen und stellen endlich die nicht ganz ungewohnte Form her: "Herzlichen Gruß". Bei der zweiten Karte dieselbe Pause des Ueberlegens, dasselbe Resultat! Ich machs übrigens genau so. Hunderte liegen, die An-sichtskarte vor sich, platt auf dem Bauche im Grase, denn es ist ein sonniger Tag und die Erde warm; blickt man genauer hin: wieder-um lauter "herzliche Grüße!" Ein junges Mädchen ist von Leipzig herübergekommen, um ihren Schatz unter ihnen zu suchen. Sie fragt: Er ist nicht dabei. Ein bißchen traurig geht sie wieder fort. Da ruft sie einer an:

"Woll'n Sie sich so gud sinn um mir gud sinn?"

Sie lächelt, bleibt und wartet auf den nächsten Transport, der nach einer Stunde fol-

gen soll. Bald liegt Sachsen hinter uns; es geht ins Saalegebiet, in das der Berra hinein; aus Abend und Morgen wird der andere Tag. Von Sangerhauser Graupen und Rindfleisch bewegen wir uns auf Marburger Kaffee mit Wirtischen zu.

Früh wacht die Natur für uns in den Hügeln und Wäldern des Taunus erquidend auf. Wir durchfahren viele Stunden lang das köstliche Tal der Lahn, wo die Bäume noch frisch sind wie im Lenz; die Blätter glänzen wie mit feinsten Butter bestrichen. Ich springe lumbenlang vom Fenster rechts zum Fenster links und wieder zurück, hin und her, um jede Hügelschwelle, jede Ruine, jedes Waldstück, jede Flußbiegung zu erspähen, und neben mir da singt's aus hundert Kehlen vom Mägdelein, Blauäuglein und rotem Mund, als fehle nur das noch zur Vollkommenheit der Natur. Nie habe ich

So dauerhafte Fröhlichkeit

bei tausend Menschen gesehen. Keiner wird müde zu schauen, zu zeigen, zu juchzen, und keiner hat seit zwei Tagen auch nur einen Tropfen Bier oder Wein zu sich genommen.

Wir nähern uns Niederlahnstein. Oben steht weithin sichtbar eine Brauerei; da ruft einer: "Aussteigen, Brauerei!" Man lacht. Man be-dauert nicht. Wer denkt noch an so was! Al-les paßt auf Wichtigeres auf: der Rhein ist in der Nähe! Die Rheinburg Stolzenfels sieht man schon liegen, während der Zug noch die Bahn entlang fährt. In wenigen Sekun-den muß die Brücke kommen, die Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" überspannt. Keiner bleibt sitzen, grüne Zweige, früher bei einem längeren Aufenthalt zu seiten des Schie-nenstrangs gebrochen, segnen den schönsten, heil-igsten, den meistbefangenen der Ströme, und jeder Wagen fängt für sich die Nacht am Rhein" zu donnern an, daß Longhöhen, Worte und Takte ins heftigste Handgemenge geraten. Wir Kingt's gerade darum wie eine große starke Frage:

Dieb, lieb, lieb Vater, Vater, Vaterland, Magst, magst, magst ruhig, ruhig, ruhig sein! Und ein Gewirr von umfingenen Worten folgt, wie wenn der eine den andern noch be-sonders darauf aufmerksam mache, daß es der Rhein, weißt du, der Rhein gewesen sei, den man soeben zum erstenmale gesehen.

Ganz wirklich der Rhein! Man hatte so oft von ihm gelesen, daß er fast ins Gebiet der Fabel reichte!

Dann schloß sich das Rosenthal auf: ein Gebiet für Feinschmecker, nicht für Leute, die für ein Glas Bier drei Flaschen Wein hinge-ben. Aber das muß man sagen, zur Leses muß es hier in breiten süßen Wäldern die Berge her-unterinnen, soviel Nebzweilen stehen da! Der Eisenbahndamm sogar ist ab und zu damit be- deckt.

Fast unbemerkt wird die luxemburgische Grenze genommen. Ist das überhaupt ein anderes

Land? Nun ja, die Schilder, die an Wege-kreuzungen stehen, sind anders geformt und anders beschrieben, und auf dem Bahnhofe zu Luxemburg gehen zwei echtbürtige Gendarme in ungewohnten Uniformen auf und nieder, sie interessieren mich aber weit weniger als die beiden Preußen — ein Offizier und ein Un-teroffizier von der Bahnhofskommandantur — die unferm Transportführer erzählen: Die Sach-sen sind immer in guter Disziplin durchge-fahren.

Wie jetzt wars ohne Landkarte gegangen. Nun aber nehme ich das wunderhübsche, um-fangreiche Blatt "Belgien" vor; Maßstab 1: 300 000. Von Deutschland sieht man noch einen Teil der Bezirke Lothringen, Trier und Aachen, westlich dehnt sich der Plan bis Bou-logne s. M. Noch im Vaterlande sind wir vormittags und mittags ausreichend verpflegt worden, das Abendessen mußten wir auf feind-lichem Boden bekommen. Es wird schon schmel-zen. Kleine rote runde Festungsbereiche treten uns auf der Karte entgegen: Longwy (die dort gefangenen Artilleristen liegen in einem sächsischen Lager, wo ich mehrere Wochen Dienst getan habe), Montmedy, Villiers, Givet; und weiter ins Land hinein die Rieser Maubeuge und Lille.

Ein Blick streift die mächtigen grünen Feste nördlich: Vüttich, Namur, Antwerpen. Gute Arbeit habt ihr Freunde getan, ehe wir kom-men konnten! Und wir schmungeln. Was wer-den wir davon auf der Fahrt sehen? Aber die Nacht bricht ein. Der volle Mond holt alle Weichheit aus dem welligen Gelände her-vor. Dort links, nicht drei Kilometer ent-fernt, brüiten wohl die Trümmerhaufen der großen Panzertürme von Longwy, das die-ßen seiner Verteidiger, mit denen es das Ge-schick nicht schlimmer meinte, wenigstens Jahr-weh bereitet hat. Aber wir sehen nichts von Ruinen; ein paar Kinder weiden friedlich am Horizonte, der dort Erde und Himmel ab-grenzt.

Ohne Paß sind wir in Belgien eingefah-ren, ohne Paß gehts drüber wieder hinaus, nachdem noch eine ältliche Französin versucht hat, den Landfern von der Sprache des Lan-des einen Begriff beizubringen. Sie trug dreierlei in ihrem Korbe: Schokolade, Zigar-ren und Streichhölzer. Die Streichhölzer, das billigste Drittel, hielt sie zurück, indem sie fort-während "chocolat et cigares" anbot. Aber die Leute hatten gerade nur Verlangen nach den wohlfeilen Streichhölzern, mit denen sie Ver-steden spielte. Was denn zum Ausdruck heißt "Streichhölzer" auf französisch, damit sie sie hergibt? Da hörte ich plötzlich heimische ent-scheidende Laute:

"Mach doch geene Märde, Auguste!" Einer, zweie, zehne greifen in den Korb und auf einmal löst sie schreiend ihre ebenfalls verstedte deutsche Zunge:

"Dreißig Zennit!" Deutschland und Frankreich wurden bald einig.

*) Beröffentlich war bei der letzten Beröffentlichung ein für die heutige Fortsetzung bestimmt z. Abzug teilweise mit ab gedruckt worden, den wir dem heutigen Artikel voranstellen.

genommen. Ist das überhaupt ein anderes

Deutschland und Frankreich wurden bald einig.